MEDIA SuUB Bremen
https://media.suub.uni-bremen.de

Titel/Title: **Sind Armut und Reichtum ein Problem? Eine qualitative Untersuchung von Deutungsmustern materieller Ungleichheit**

Autor*innen/Author(s): Patrick Sachweh

Veröffentlichungsversion/Published version: Postprint

Zeitschriftenartikel/Journal article

Empfohlene Zitierung/Recommended citation:

Sachweh, Patrick (2008): Sind Armut und Reichtum ein Problem? Eine qualitative Untersuchung von Deutungsmustern materieller Ungleichheit. In: Sozialer Fortschritt, 57 (9), 241-248.

Verfügbar unter/Available at:
(wenn vorhanden, bitte den DOI angeben/please provide the DOI if available)

https://doi.org/10.3790/sfo.57.9.241

Zusätzliche Informationen/Additional information:

Der Autor kann kontaktiert werden unter:
sachweh@uni-bremen.de

Sind Armut und Reichtum ein Problem?
Eine qualitative Untersuchung von Deutungsmustern materieller Ungleichheit

Prof. Dr. Patrick Sachweh
Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS)
Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitk (SOCIUM)
Universität Bremen
Postfach 330 440
28334 Bremen

psachweh@bigsss.uni-bremen.de

Zusammenfassung: Vor dem Hintergrund wachsender sozialer Ungleichheiten analysiert der Beitrag auf der Grundlage von zwanzig leitfadengestützten Interviews mit Menschen aus privilegierten und benachteiligten sozialen Lagen, mit welchen Argumentations- und Begründungsmustern die Extrempole sozialer Ungleichheit – Armut und Reichtum – kritisiert werden. Armut erscheint dabei aufgrund der damit einhergehenden Einschränkungen im materiellen Lebensstandard, der mit ihr verbundenen Unsicherheit und den entsprechenden psychischen Belastungen als problematisch. Reichtum dagegen wird besonders dann kritisiert, wenn bestimmte Konsum- und Verhaltensmuster nicht (mehr) über die Erfordernisse einer als allgemeingültig anerkannten Lebensweise gerechtfertigt werden können, sondern ausschließlich durch Distinktionsbestrebungen motiviert zu sein scheinen.

Abstract: Against the backdrop of rising inequality, the paper examines how the extremes of social inequality – poverty and wealth – are being criticized by the public. The analysis is based on twenty qualitative interviews with upper- and lower class men and women. Poverty is deemed problematic because it restricts people's standard of living, creates insecurity, and is accompanied by psychological strains. Wealth is seen as problematic if certain patterns of consumption and behaviour cannot be justified by referring to the requirements of a way of life seen as universal but are instead viewed as being motivated by a quest for distinction.

Sind Armut und Reichtum ein Problem?

Eine qualitative Untersuchung von Deutungsmustern materieller Ungleichheit*

1. Einleitung

In der soziologischen Ungleichheitsforschung ist in den letzten Jahren die Tendenz zu einer Verschärfung von Einkommensungleichheiten in den westeuropäischen Gesellschaften beobachtet worden (*Alderson/Nielsen* 2002; *Andreß/Kronauer* 2006; *Grabka/Frick* 2008; *Noll/Weick* 2005; *Nollmann* 2006). Auch wenn die Ursachen dieser Entwicklungen noch nicht vollständig geklärt sind, so scheint zumindest der Trend zu einer Polarisierung materieller Ungleichheiten hinreichend bestätigt zu sein. Parallel zu diesem Anstieg der Ungleichheit in den objektiven Verteilungsstrukturen stimmt auch in der Bevölkerung eine überwältigende Mehrheit der Auffassung zu, die Unterschiede zwischen Arm und Reich in Deutschland seien zu groß (*Noll/Christoph* 2004, S. 104). Entgegen der noch in den **(← p. 241)** 1980er und frühen 1990er Jahren vorrangig von Individualisierungstheoretikern (insbesondere *Schulze* 1992) vertretenen Behauptung, materielle Ungleichheiten verlören zunehmend an subjektiver Relevanz, zeichnet sind in diesen Befunden ein klares Bewusstsein für sozioökonomische Wohlstandsunterschiede zwischen den Menschen in Deutschland ab. Dieses Bewusstsein erfährt durch eine entsprechende, zunehmend auf „Gerechtigkeitsfragen" fokussierte Medienberichterstattung gerade in jüngerer Zeit weitere Nahrung. Doch warum sind materielle Ungleichheiten in den Augen der Menschen eigentlich problematisch?

Während dies für Sozialwissenschaftler wie Sozialpolitiker oftmals evident scheint, ist wenig darüber bekannt, auf welchen alltagsweltlichen Wahrnehmungen Problematisierungen materieller Ungleichheit seitens der Gesellschaftsmitglieder ruhen. In diesem Beitrag soll daher untersucht werden, aus welchen Gründen die Extrempole materieller Ungleichheiten, Armut und Reichtum, in Deutschland als problematisch angesehen werden. Im Vordergrund steht dabei die Frage, welche Argumente und Begründungen von Menschen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Lagen herangezogen werden, um die Problematizität von Armut und Reichtum zu untermauern. Die Datengrundlage hierfür bildet eine Stichprobe von 20 qualitativen, leitfadengestützten Interviews mit Männern und Frauen aus unteren und oberen sozialen Klassen im Raum Bremen. Bevor allerdings zur Darstellung der empirischen Ergebnisse vorangeschritten wird, soll vorher knapp auf ausgewählte empirische Befunde und die daran anschließenden the-

* Für hilfreiche Hinweise und Kommentare zu diesem Beitrag danke ich Christoph Burkhardt, Herwig Reiter und Benedikt Rogge sowie zwei anonymen Gutachtern.

oretischen Überlegungen eingegangen werden (Abschnitt 2). Nach einer kurzen Charakterisierung der methodischen Vorgehensweise und der zugrunde liegenden Daten (Abschnitt 3) werden in Abschnitt 4 die empirischen Ergebnisse präsentiert. Im letzten Abschnitt (Abschnitt 5) werden die wichtigsten Befunde zusammengefasst und diskutiert.

2. *Soziale Ungleichheit in der gesellschaftlichen Wahrnehmung*

Die subjektive Wahrnehmung sozialer Ungleichheit durch die Bevölkerung ist seit längerem Gegenstand soziologischer Forschungsbemühungen. Nach älteren, z.T. auch eher qualitativ orientierten Untersuchungen zu Gesellschaftsbild und Ungleichheitsbewusstsein einzelner Gruppen (vgl. z.B. *Mayer* 1975; *Popitz et al.* 1967) dominieren in der aktuellen Literatur auf Umfragedaten basierende quantitative Studien. So können z.B. verschiedene Arbeiten im Rahmen eines Vergleiches von tatsächlicher und subjektiv wahrgenommener Ungleichheit zeigen, dass die Ungleichheiten in den Erwerbseinkommen verschiedener Berufsgruppen von der Bevölkerung oftmals gestaucht wahrgenommen werden (*Headey* 1991; *Osberg/Smeeding* 2006) und das Ausmaß der tatsächlich bestehenden Ungleichheit somit unterschätzt wird. In Deutschland wird laut den Ergebnissen einer vergleichenden Studie von *Aalberg* (2003, S. 98f.) das Einkommen eines Arbeiters etwa um 77% höher wahrgenommen als dies tatsächlich der Fall ist, wohingegen das Einkommen eines Arztes lediglich um 43% höher eingestuft wird. Während *Aalberg* (2003, S. 99) zufolge das tatsächliche Einkommen eines Arztes in Deutschland gut das Dreieinhalbfache des Einkommens eines Arbeiters beträgt, schrumpft diese Differenz in den Augen der Bevölkerung auf ein Verhältnis von 2,86 zusammen.

Doch auch wenn die subjektiv wahrgenommen Ungleichheitsverhältnisse hinter den realen Ungleichheiten zurückbleiben heißt das nicht, dass die Menschen diese nicht kritisch bewerten. Im Gegenteil werden die Einkommensunterschiede in der deutschen Gesellschaft von einem Großteil der Bevölkerung häufig als zu groß empfunden (vgl. *Liebig/Schupp* 2004; *Noll/Christoph* 2004) – und dies wohlgemerkt vor dem Hintergrund einer Unterschätzung der tatsächlichen Ungleichheit. So werden z.B. die Gehälter von Managern von 76% der deutschen Bevölkerung als ungerechterweise zu hoch und die Gehälter von Hilfsarbeitern von 70% als ungerechterweise zu niedrig angesehen (*Liebig/Schupp* 2004, S. 727). Diese Befunde legen nahe, dass in weiten Teilen der Bevölkerung ein Wunsch nach Ungleichheitsreduktion zu bestehen scheint. Absolute Gleichheit wird als gesellschaftspolitisches Verteilungsideal von den allermeisten Befragten allerdings abgelehnt. Vielmehr findet sich in Bevölkerungsumfragen eine relativ breite Befürwortung der Aussage, Einkommensunterschiede seien ein wichtiger Leistungsanreiz so-

wie der Auffassung, dass Rangunterschiede zwischen den Menschen als Ergebnis unterschiedlicher Chancennutzung akzeptabel seien (*Noll* 1992, S. 10; *Noll/Christoph* 2004, S. 108f.). Zudem legen verschiedene Studien nahe, dass es eine über die westeuropäischen Gesellschaften hinweg konstante Hierarchie von als legitim erachteten Einkommensunterschieden zwischen verschiedenen Berufen zu geben scheint (*Gijsberts* 2002; *Kelley/Evans* 1993). An der Spitze dieser Hierarchie stehen meist statushohe Berufe, die eine hohe Bildung und Qualifikationen erfordern, während am Ende der Hierarchie Berufe genannt werden, die wenig Bildung und Qualifikationen erfordern.

Nun können die verfügbaren quantitativen Forschungsergebnisse zwar Aufschluss darüber geben, ob und in welchem Ausmaß Einkommensungleichheiten als (in)akzeptabel empfunden werden. *Wie* die Menschen aber zu diesen Einschätzungen gelangen und *welche Begründungen* diesen Urteilen zu Grunde liegen, lässt sich mit den verfügbaren Umfragedaten nicht eruieren. Denn die entsprechenden Frageformulierungen in den Umfragen sind oft recht allgemein gehalten, so dass i.d.R. nur Informationen darüber zur Verfügung stehen, *ob* Ungleichheiten als zu groß angesehen werden, nicht aber, *warum* das ein Problem ist.[1] Die Frage nach den alltagsweltlichen Begründungen der Problematizität sozialer Ungleichheit ist nur im Rahmen eines qualitativen Forschungsansatzes zu beantworten, der aufgrund seiner methodischen Offenheit (offene Fragen ohne vorgegebene Antwortalternativen, flexible Fragereihenfolge und Themenschwerpunkte in den Interviews) sensibler für die jeweiligen Relevanzstrukturen der Befragten selbst ist. Daher wurde für den vorliegenden Beitrag auf qualitative Interviewdaten aus einem laufenden Forschungsprojekt zur Wahrnehmung sozialer Ungleichheit zurückgegriffen.[2] Dieses Projekt geht von der wissenssoziologischen Grundannahme aus, dass die Wahrnehmung und Erfahrung der Menschen auf sozial geteilte Wissensbestände und kulturelle Repertoires – sog. „soziale Deutungsmuster" – angewiesen ist, um die Realität angemessen zu interpretieren. So zeigen z.B. Katherine Newmans Untersuchungen zur subjektiven Verarbeitung von sozialer Abwärtsmobilität in den USA, dass soziale Abstiegsprozesse für die von ihnen Betroffenen nicht nur aufgrund der mit ihnen einhergehenden materiellen Einschränkungen problematisch

[1] Auf den ersten Blick scheint es, dass sich dieser Mangel durch entsprechende Frageformulierungen beheben ließe. Doch hierfür muss die quantitative Umfrageforschung für die Formulierung ihrer Items, zu denen die Befragten Stellung beziehen sollen, auf bestimmte „Deutungsangebote" zurückgreifen und diese in den jeweiligen Item-Formulierungen „anbieten". In der Regel werden diese Deutungsangebote aber nicht in qualitativen (Vor-)Studien aus den Wissensbeständen der tatsächlich „Betroffenen" rekonstruiert, sondern aus dem Alltagswissen des Forschers oder entsprechenden wissenschaftlichen Theoriebeständen abgeleitet. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit diese „Gewohnheitsheuristiken" mit den Wahrnehmungen in der Bevölkerung im Einklang stehen (vgl. auch *Kelle/Kluge* 1999, S. 14f.). Die Gefahr eines solchen Vorgehens besteht darin, dass solche Sichtweisen schlicht „übersehen" werden, mit denen die Forschenden nicht vertraut sind (weil die Träger dieser Sichtweisen z.B. aus einer anderen Schicht oder anderem Milieu stammen).

[2] Hierbei handelt es sich um ein an der Bremen International Graduate School of Social Sciences (^{BI}GSSS) durchgeführtes Promotionsprojekt zum Thema „Deutungsmuster sozialer Ungleichheit".

sind, sondern auch, weil ihnen bestimmte *kulturelle Schablonen* zur sinnhaften Verarbeitung dieser Erfahrungen fehlen. Sie können daher oftmals kaum umhin, ihren Abstieg als individuelles Versagen zu interpretieren, auch wenn es sich um strukturell bedingte Phänomene handelt. „Downward mobility", so *Newman* (1999, S. 9), "has virtually no ritual face. **(← p. 242)** It is not captured in myths or ceremonies that might help individuals in its grip to make the transition from a higher to a lower social status […]".

Gesellschaftlich geteilte Deutungsmuster sozialer Ungleichheit stellen somit ein kulturelles Repertoire dar, aus dem sich Wahrnehmungen und Bewertungen sozialer Ungleichheit speisen. Unter einem „sozialen Deutungsmuster" wird dabei ein von mehreren Individuen geteiltes Interpretationsmuster eines bestimmten Bezugsproblems – hier: der Problematizität von Armut und Reichtum in Deutschland – verstanden, das über eine gewisse normative Geltungskraft verfügt, den Akteuren aber nur in Grenzen reflexiv verfügbar ist (*Oevermann* 2001; *Ullrich* 1999). Soziale Deutungsmuster werden daher immer nur in spezifisch individuellen Ausprägungen und „Anwendungen" sichtbar, weshalb sie nicht direkt erhoben können, sondern aus einem Vergleich individueller Äußerungen und Begründungen rekonstruiert werden müssen. Im Vordergrund des empirischen Abschnitts stehen deshalb auch nicht detaillierte Einzelfalldarstellungen oder ausführliche Fallanalysen, sondern die vergleichende Rekonstruktion von argumentativen Begründungen der Problematizität materieller Ungleichheit.

3. Methoden und Datengrundlage

Die Grundlage für die empirische Analyse bilden zwanzig leitfadengestützte diskursive Interviews, die zwischen April und September 2007 geführt wurden. Die Technik des „diskursiven Interviews" wurde von *Ullrich* (1999) vorgeschlagen und dient speziell der Evokation von Begründungen und damit der Rekonstruktion von Deutungsmustern. Im Unterschied zu herkömmlichen, eher zurückhaltenden Verfahrensweisen qualitativer Interviewführung sieht diese Interviewform eine relativ starke Strukturierung des Leitfadens sowie explizite steuernde Eingriffe seitens des Interviewers vor. Wesentliche Elemente sind dabei Aufforderungen zu Stellungnahmen und Begründungen – Frageformen, die aufgrund ihres z.T. „konfrontativen" Charakters in qualitativen Interviewverfahren eher selten sind.

Der verwendete Interviewleitfaden umfasste faktische und allgemeine Wahrnehmungen über Ausmaß und Formen sozialer Ungleichheit ebenso wie die wahrgenommene Gründe, Ursachen und Folgen sozialer Ungleichheit, die Selbstverortung und Einschätzung der eigenen Lage im

Ungleichheitsgefüge sowie die Bewertung und Rechtfertigung von Ungleichheit. Alle Interviews wurden aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Die wörtlichen Zitate der Befragten im folgenden empirischen Abschnitt wurden der besseren Lesbarkeit wegen editiert.

Die Stichprobe besteht aus zwanzig Männern und Frauen aus eher privilegierten und eher benachteiligten sozialen Klassen (je zehn) in Bremen. Um geeignete Personen für diese Stichprobe zu rekrutieren wurde ein Schneeball-Verfahren angewendet (vgl. hierzu *Biernacki/Waldorf* 1981).[3] Die letztendliche Auswahl der Befragten erfolgte dann über den derzeitigen oder zuletzt ausgeübten Beruf in Anlehnung an das EGP-Klassenschema (*Erikson/Goldthorpe* 1992). Um den Erwerbstätigenbias vieler Klassenschemata zu überwinden, wurden zudem auch nicht in den Arbeitsmarkt integrierte Personen rekrutiert (Arbeitslose und Hausfrauen). In der realisierten Stichprobe sind als Befragte aus den privilegierten Klassen fünf Angehörige der oberen Dienstklasse sowie fünf Selbständige (Akademiker) enthalten. Die Angehörigen benachteiligter sozialer Klassen umfassen drei Facharbeiter, vier einfache Angestellte mit nicht-manuellen Routinetätigkeiten (davon zwei ALG II-Aufstockerinnen), drei Langzeitarbeitslose sowie eine Hausfrau. Der Altersdurchschnitt dieser Stichprobe liegt bei 46,5 Jahren.

Im folgenden empirischen Abschnitt geht es primär um die Herausarbeitung *sozial geteilter* Deutungsmuster. Sofern dabei Unterschiede zwischen den Angehörigen unterer und oberer sozialer Klassen zur Sprache kommen, spiegeln diese meist Variationen eines übergreifenden Themas wieder. Diese Variationen scheinen u.a. durch Unterschiede in der Erfahrungsgebundeheit einzelner Wahrnehmungen begründet zu sein.

4. Empirische Befunde zur Problematizität von Armut und Reichtum

Bevor auf die Begründungen für die Problematizität sozialer Ungleichheit näher eingegangen wird, soll kurz dargestellt werden, inwieweit sich bei den hier befragten Personen die Wahrnehmung einer steigenden Ungleichheit findet und wie diese bewertet wird. Wie die eingangs erwähnten Befunde der quantitativen Umfrageforschung vermuten lassen sind die meisten Interviewpartner der Ansicht, die soziale Ungleichheit habe in den letzten Jahren zugenommen und sei zu groß. Dies wird von ihnen oft mit dem Bild einer sich öffnenden Schere zwischen Arm und Reich zum Ausdruck gebracht. Sie verweisen damit in prägnanter Weise auf die Wahrnehmung, dass es den materiell besser gestellten Bevölkerungsgruppen tendenziell immer besser gehe, während materiell schlechter gestellte Bevölkerungsgruppen zunehmend Abstriche hinzunehmen hätten. Teilweise wird dies auch mit den sozial- und arbeitsmarktpolitischen

[3] Hierbei wurden zunächst Einrichtungen kontaktiert, über die sich potentielle Interviewpartner finden ließen, wie z.B. Arbeitslosentreffs oder die verschiedenen Bremer Rotary Clubs. Ein geringer Teil der Befragten wurde zudem über persönliche Kontakte vermittelt, wobei die Befragten selbst nicht aus meinem Bekanntenkreis stammen.

Reformen der letzten Jahre, wie z.B. der Einführung des Arbeitslosengeldes II, in Verbindung gebracht. Da derartige Ansichten häufig auch Bestandteil eines breiten öffentlichen Diskurses und medialer Repräsentationen sind, ist es zunächst wenig überraschend, dass sich diese Wahrnehmungen nicht auf Angehörige der unteren sozialen Klassen der Stichprobe beschränken, sondern auch von Mitgliedern der oberen sozialen Klassen geäußert werden. So meint z.B. ein 39jähriger Bauingenieur zur sozialen Ungleichheit in Deutschland:

> „Ich würde eher sagen, dass sie schon zugenommen hat. Allein durch die Sozialgesetzgebung, Hartz IV etc., Arbeitslosengeld II, alles was dazu gehört, äh, hat's für die Leute, die drauf angewiesen sind, sicherlich nicht besser gemacht, die Umstände, sondern eher schwieriger. Insofern denk' ich schon, dass das auch zutrifft, dass die Schere da ... naja, etwas weiter auseinander geht." (Interview B-2, 3) [4]

In dieser Ansicht spiegelt sich deutlich das Bild einer wachsenden Ungleichheit, deren Anstieg insbesondere durch die Sozial- und Arbeitsmarktgesetzgebung der letzten Jahre – d.h. durch staatliche Eingriffe – (mit)bedingt erscheint und von der hauptsächlich die Versorgungsklassen des Wohlfahrtsstaates negativ betroffen sind. Auch andere Befragte aus dieser Gruppe teilen die Auffassung, dass es den negativ privilegierten Bevölkerungsgruppen tendenziell schlechter gehe, verweisen aber zudem auch auf Wohlstandsgewinne bei den oberen Bevölkerungsschichten. Eine 55jährige selbständige Quartiersmanagerin beschreibt dies so:

> „Ich selbst lebe natürlich in ganz guten Verhältnissen und lebe auch in einem Umfeld, wo's einem gut geht, hab' aber beruflich ja auch mit Menschen zu tun, die eher so ihre Probleme haben. Und da fällt das so auseinander. Also, da sehe ich auf der einen Seite, wie sich das in dem Lager derjenigen, die was haben, konsolidiert, weiter konsolidiert. Und in dem Bereich dort, wo Menschen leben, die wirklich Einkommensprobleme haben, das wirklich massiv schlechter wird und auch quantitativ andere Ausmaße annimmt als vielleicht vor Jahren noch." (Interview D-1, 19)

Der Anstieg sozialer Ungleichheit wird von dieser Befragten also nicht nur auf Verluste bei den unteren Einkommensgruppen zurückgeführt, sondern auch auf entsprechende Steigerungen **(← p. 243)** (oder zumindest „Konsolidierungen") bei den besser gestellten Einkommensschichten, so dass sich für sie hier in der Konsequenz das Szenario einer Polarisierung abzeichnet, bei dem sich zwei verschiedene „Lager" gegenüber stehen. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die

[4] In Klammern nach dem Zitat sind die anonymisierte Kennnummer des Interviewtranskripts sowie der Textabsatz, in dem das Zitat im jeweiligen Transkript zu finden ist, angegeben. Längere Sprechpausen werden mit „…" gekennzeichnet, Auslassungen aus Zitaten mit „[…]".

Wahrnehmung einer gestiegenen sozialen Ungleichheit bei den Angehörigen der privilegierteren Gruppen eher auf medial vermittelten Repräsentationen fußen als auf tatsächlichen alltäglichen Erfahrungen mit den Angehörigen benachteiligter Bevölkerungsschichten[5]; die zitierte Quartiersmanagerin stellt aufgrund der Erfahrungen im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit, bei der sie direkt mit Benachteiligten zu tun hat, wohl eher eine Ausnahme dar. Für die Befragten aus den unteren sozialen Klassen – und speziell für diejenigen, die selbst Arbeitslosigkeitsepisoden durchlebt haben oder noch durchleben – werden wachsende soziale Ungleichheiten dagegen durchaus auch persönlich in der eigenen Lebenswelt erfahren. Deutlich wird dies beispielsweise in der folgenden Äußerung einer 22jährigen ungelernten Angestellten, die nach über fünfjähriger Arbeitslosigkeit kurz vor dem Interviewtermin schließlich eine Anstellung bei einem privaten Sicherheitsunternehmen gefunden hatte. Da es sich hierbei aber lediglich um eine Halbtagsstelle handelt, ist sie nach wie vor auf ergänzende Sozialleistungen angewiesen. Sie empfindet eine deutliche Zunahme sozialer Ungleichheit in Deutschland,

> „[…] vor allem, seitdem wir Hartz IV haben. Weil vorher hatte man ja noch ‘n bisschen mehr Geld zur Verfügung. Da konnte man wirklich zum Amt gehen oder Amt rennen, wenn man’s wirklich so hatte: Meine Waschmaschine ist kaputt gegangen. Denn haben die gesagt: entweder Sie suchen sich ‘n Klempner, sagen Sie uns, wie teuer das sein wird das zu reparieren, wenn das teurer ist als ‘ne neue Waschmaschine, dann kriegen Sie ‘ne neue Waschmaschine. […] Das gibt’s heutzutage nicht mehr. Dann heißt es mit Argument: Sie kriegen doch Hartz IV. Das sind 345 Euro, wie soll man sich ‘ne neue Waschmaschine kaufen?“ (Interview C-6, 255-258)

Aus Sicht dieser Befragten hatte sich also aufgrund der mit dem Übergang von der Sozialhilfe zum ALG II verbundenen Neuregelungen (weitgehende Pauschalierung der Leistungen, Wegfall bzw. Reduzierung einmaliger Beihilfen) ihr materieller Lebensstandard verschlechtert, weshalb für sie die Empfindung einer gestiegenen Ungleichheit klar mit der am 1. Januar 2005 in Kraft getretenen vierten Stufe der Arbeitsmarktreformen („Hartz IV“) in Verbindung steht. Entgegen der eingangs angesprochenen Behauptung einzelner Individualisierungstheoretiker, die materielle Ungleichheitsdimension verliere in der subjektiven Wahrnehmung der Gesellschaftsmitglieder an Bedeutung (*Schulze* 1992), deuten diese Bespiele an, dass die ungleiche

[5] So verweisen Befragte aus der Gruppe der oberen Dienstklasse bzw. der Selbständigen in den Interviews häufiger auf entsprechende Zeitungs- oder Fernsehberichte, in deren Rahmen z.B. Kinderarmut und negative Auswirkungen von sozialpolitischen Reformen thematisiert werden. Eine genaure Bestimmung, inwieweit die Ansichten der Befragten durch die Medienberichterstattung beeinflusst oder geprägt werden, ist allerdings nicht Teil der hier verfolgten Fragestellung und mit den zugrunde liegenden Interviewdaten auch nicht ohne weiteres möglich.

Verteilung von Einkommen, Vermögen oder anderer für den materiellen Lebensstandard konstitutiven Gütern eine wichtige Rolle bei der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit spielt. Dabei ist es allerdings nicht so, dass Einkommensungleichheiten oder Disparitäten im materiellen Lebensstandard *per se* als problematisch angesehen würden. Nicht Ungleichheit „an sich" erscheint als problematisch, sondern v.a. eine als zu niedrig bewertete Einkommenshöhe – also Armut – auf der einen Seite und als zu hoch empfundene Gehälter (besonders von Managern und Politikern) sowie ein über das Notwendige hinausgehendes Maß an Luxuskonsum auf der anderen Seite. Ähnliche Ergebnisse sind auch aus der Gerechtigkeitsforschung bekannt, wo festgestellt wurde, dass die Menschen „faire" Einkommensunterschiede anstreben, nicht aber eine vollständige oder weitgehende Angleichung (vgl. u.a. *Alves/Rossi* 1978; *Hochschild* 1981; *Kelley/Evans* 1993; *Osberg/Smeeding* 2006). Als problematisch erscheinen viel eher die Extrempole von Ungleichheit, d.h. Armut und Reichtum. Doch aus welchen Gründen werden diese Extrempole als problematisch angesehen?

Armut – bzw. ein als zu gering erachtetes Einkommen[6] – wird von den von mir befragten Personen im Wesentlichen aufgrund der damit verknüpften Einschränkungen in der Lebensqualität als problematisch erachtet. Konkret werden dabei Einschränkungen im materiellen Lebensstandard, die damit verbundenen Unsicherheiten und Einschränkungen der Handlungsautonomie und die mit Armut einhergehenden psychischen Belastungen als Probleme für die von ihr Betroffenen genannt. Reichtum – bzw. ein als überdurchschnittlich wahrgenommenes Einkommen – dagegen wird von den Befragten mit größeren Sicherheiten sowie Gewinnen in den persönlichen Handlungsfreiheiten verknüpft, nicht aber mit einer höheren persönlichen Zufriedenheit. „Extremer" Reichtum wird überdies als „unmoralisch" kritisiert, wenn er mit Konsum- und Verhaltensmustern einhergeht, die ausschließlich auf die Demonstration von Luxus abzielen.

Betrachtet man zunächst die Begründungen für die Problematizität von Armut näher, so fällt auf, dass die oben genannten Aspekte keineswegs nur von Befragten in benachteiligten materiellen Lagen thematisiert werden. Die Einschränkungen im *materiellen Lebensstandard* sieht auch der bereits zitierte 39jährige Ingenieur aus der oberen Dienstklasse. Er verdeutlicht diese am Beispiel eines gering entlohnten Postboten:

[6] An dieser Stelle sei angemerkt, dass manche Befragte „Armut" nicht ausschließlich als materielle Deprivation betrachten, sondern auch mit Symptomen „sozialer Verwahrlosung" assoziieren. In diesem Kontext wird z.B. auf einen Verlust von Zeitstrukturen, übermäßigen Alkohol- und Fernsehkonsum sowie mangelhafte Ernährung und Gesundheitsvorsorge der Armen verwiesen. Da es in diesem Artikel allerdings um Deutungen *materieller* Ungleichheit geht und die vorgenannten Beobachtungen insgesamt eher randständig sind, bleiben sie hier ausgespart.

„Ja, wenn man jetzt als Postbote vierzig Stunden die Woche arbeitet, also genau so viel wie ich, rein vom Zeitaufwand her, und dafür tausendeinhundert Euro netto verdient, und dann seine Familie irgendwie durchbringen muss, das ist dann halt nicht einfach, und ist mit entsprechenden Einschränkungen verbunden. Auch mit Einschränkungen an Lebensqualität, wenn man sich halt ständig Gedanken über dies und jenes machen muss, wenn weiter irgendwelche Anschaffungen gemacht werden müssen, die vielleicht verschieben muss, oder sie gar nicht tätigen kann, obwohl es eigentlich notwendig wäre, insofern geht's denen sicherlich schlechter als mir, wo ich mir nicht so viele Gedanken über solche Sachen machen muss." (Interview B-2, 51)

Ähnlich sieht dies auch eine 44jährige Selbständige, in deren Augen aufgrund der Kosten für den in Deutschland erforderlichen Lebensstandard „gerade viele Familien schlecht gestellt sind […] mit nur einem Einkommen, oder […] auch 'nem geringen Einkommen oder arbeitslos" (Interview D-3, 23). Diesen Äußerungen liegt die Einschätzung zu Grunde, dass es so etwas wie einen gesellschaftlich akzeptierten notwendigen Lebensstandard gibt, an dem eigentlich jeder teilhaben können sollte (vgl. *Andreß/Lipsmeier* 1995).[7] Gerade dies wird aber durch finanzielle Benachteiligung erschwert, da ein ausreichendes Einkommen hierfür nicht vorhanden ist. Armut wird für die von ihr Betroffenen somit zum Problem, weil sie die Verfügung über als allgemein notwendig angesehene Güter – und damit auch eine bestimmte, als „normal" betrachtete Lebensweise – erschwert **(← p. 244)** bzw. verhindert. Dies illustriert auch die folgende Äußerung einer ungelernten Angestellten, die eine geringe Erwerbsminderungsrente erhält und nebenbei in einem 400-Euro-Verhältnis beschäftigt ist: „Ich will nicht so viel, so reich sein wie so 'n Multi da usw. Aber am täglichen Leben dran teilnehmen können, mal ins Kino gehen, mal sagen können: ich geh' auch mal nach Karstadt einkaufen z.B., nich'. Mit dran teilnehmen können!" (Interview C-5, 201).

Armut wird aber von den Interviewpartnern nicht nur als problematisch angesehen, weil sie die Teilnahme an einer nach gängigen soziokulturellen Maßgaben als üblich erachteten Lebensweise erschwert, sondern auch weil sie mit Einschränkungen der persönlichen Handlungsfreiheiten verbunden ist. Dies bringt ein 45jähriger KFZ-Mechaniker zum Ausdruck, der meint: „Denn das ist ja nun mal unbestritten, dass sie hier mit viel Geld viel machen und mit wenig Geld machen sie gar nichts. Da können sie nur Bittsteller sein" (Interview A-3, 17). Diese Äußerung verweist darauf, dass materielle Notlagen aufgrund fehlender Ressourcen auch mit einer

[7] Zum allgemein als notwendig akzeptierten Lebensstandard gehören nach den Angaben aus einer Bevölkerungsumfrage von 1994/95 für mindestens zwei Drittel der deutschen Bevölkerung bestimmte Mindeststandards der Wohnsituation (z.B. keine feuchten Wände, WC und Bad/Dusche in der eigenen Wohnung), die Zahlungsfähigkeit (Miete sowie Energie- und Heizkosten), bestimmte Haushaltsgeräte (Waschmaschine, Radio) und auch ein Berufsabschluss. Wenigstens die Hälfte der Befragten erachtet zudem einen gesunden und sicheren Arbeitsplatz, eine gesunde Lebensführung, eine warme Mahlzeit am Tag und ein Telefon als unbedingt notwendig (*Andreß/Lipsmeier* 1995, S. 40).

Einschränkung der individuellen Autonomie und entsprechenden Ohnmachtsgefühlen („mit wenig Geld machen sie gar nichts“) in Verbindung gebracht werden. Eine benachteiligte sozioökonomische Lage ist aus der Sicht dieses Befragten mit dem Zwang verbunden, sich in Abhängigkeitsverhältnisse zu begeben („Da können sie nur Bittsteller sein“). Materielle Privilegierung dagegen wird mit einer Erweiterung der individuellen Handlungsautonomie in Verbindung gebracht.

Doch nicht nur die mit Armut und niedrigen Einkommen verbundenen Beschränkungen in der materiellen Lebenslage, auch die mit ihr verknüpfte *Unsicherheit* wird als problematisch erlebt und betrachtet. Als bedrückend werden dabei besonders die Abwesenheit finanzieller Rücklagen und die Unmöglichkeit, solche zu bilden, empfunden. Hierauf verweist eine 54jährige Postzustellerin, die seit mehreren Jahren in verschiedenen befristeten Teilzeitbeschäftigungsverhältnissen arbeitet, dazwischen immer wieder episodenhaft Arbeitslosigkeit erlebt hat und derzeit ergänzend zu ihrer Teilzeitbeschäftigung bei einem privaten Postdienst Arbeitslosengeld II bezieht:

> „Aber trotzdem wär’s schön, wenn man ‘n festen Arbeitsplatz und wenn man auch, ja, ‘n paar Mark mehr zur Verfügung hat und auch Sicherheiten. Und wenn man auch weiß, wenn Du dann und dann in Rente gehst, oder wenn […] was ist oder auch mal ‘ne Kur, dass man die auch bekommt. […] Wenn man ‘ne Versicherung abschließt, Lebensversicherung und so, denn ist besser […] dass man’s ruhen lässt, nich’. Wenn ich jetzt eine hätte, hätte ich schon lange ruhen lassen. […] Aber ich hab’ keine mehr. […] Ich hab’ ja keine richtige feste Arbeitsstelle. Und wenn ich ‘n halbes oder ‘n Jahr bei ‘ner Firma bin, brauch’ ich gar nicht erst sowas anfangen. […] Ja, das ist schade, das fehlt einem auch, das war immer so ‘ne schöne Sache.“ (Interview C-2, 115, 136)

In eine ganz ähnliche Richtung weist auch die oft fast sprichwörtlich geäußerte Ansicht, dass „Geld zwar nicht glücklich macht, aber es beruhigt“. Eine 46jährige Hausfrau führt auf weitere Nachfragen aus, dass man dann weniger Sorgen habe, wie man „am Monatsletzten hinkommen muss, ohne Geld. Und wenn man denn noch eine Familie ernähren muss und denn kein Geld mehr hat, um Lebensmittel kaufen zu können“ (Interview C-4, 112).

Ein dritter Aspekt schließlich, der von den Befragten mit Armut und materieller Benachteiligung in Verbindung gebracht wird, sind die damit verbundenen *psychischen Belastungen*, wie z.B. Sorgen über die alltägliche Lebensführung, Frustrationsgefühle oder Einschränkungen des Selbstbewusstseins. Letztere schildert sehr plastisch die oben bereits zitierte 53jährige ungelernte Angestellte, die im Rahmen ihres Engagements bei einer Arbeitsloseninitiative während

eines Bildungsseminars auch auf (in ihren Worten) „besser situierte“ Angehörige der Mittelschicht traf. Sie beschreibt ihre Empfindungen während dieser Zusammenkunft wie folgt:

> „Du sitzt dann da, die erzählen und erzählen immer nur von ihrem Reichtum und von ihrem Geld, und Du wirst immer kleiner, Du wirst immer kleiner. […] ja, dieses Gefühl, immer kleiner zu werden, so ungefähr: ‚Was bist Du eigentlich, was bist Du?’. [*I: Und wie fandest Du das in der Situation?*] Ja, beschissen - auf gut Deutsch gesagt [lacht], beschissen.“ (Interview C-5, 64-68)

Die hier geschilderte Minderung des Selbstbewusstseins wird auch sprachlich in ein sehr griffiges Bild gekleidet, in dem die eigene sozioökonomische Unterlegenheit auch körperlich erfahren und dargestellt wird („dieses Gefühl, immer kleiner zu werden“). Diese Minderung des eigenen Selbstbewusstseins, die letztlich zu Zweifeln an der eigenen Wertigkeit führt („Was bist Du eigentlich, was bist Du?“), gründet offenbar in sozialen Vergleichsprozessen und der dabei festgestellten Diskrepanz zwischen dem eigenen (bescheidenen) Lebensstandard und dem (im Vergleich dazu gehobenen) Lebensstandard anderer. Beeinträchtigungen des Selbstwerts bei finanziell Benachteiligten können sich aber nicht nur indirekt über soziale Vergleichsprozesse ergeben, sondern können auch direkt aus – z.T. vielleicht sogar lediglich „gefühlten“ – Stigmatisierungen und negativen Einstellungen seitens anderer (besser gestellter) Gesellschaftsmitglieder resultieren. Die oben zitierte Angestellte führt dies später so aus:

> „Ja, dieses - wir sind was Besseres, was wollt Ihr eigentlich, Ihr seid der Pöbel - so ungefähr. Ihr habt’s ja zu nichts gebracht. […] das merkst Du schon, wenn die einkaufen gehen bei Peek & Cloppenburg mit ihren Tüten. Unsereiner geht in Aldi.“ (Interview C-5, 98, 107).

Von solchen Erfahrungen berichtet auch ein 51jähriger angelernter Hilfsarbeiter, der seit längerem von einer geringen Erwerbsunfähigenrente lebt und sich als sozial isoliert betrachtet:

> „[W]enn Du immer wieder angemacht wirst: ‚Ach, was bist Du denn schon für einer? Sozialhilfeempfänger, oder sonst wat’, ist das Schlimme dabei, ich möchte wohl mal sagen, bei 90 Prozent oder noch mehr der Leute schwindet gewaltig das Selbstbewusstsein. […] Ich hab manchmal auch Schwierigkeiten damit, aber ich muss immer wieder darauf achten. Es fällt mir nicht leicht, […] ein gesundes Selbstbewusstsein zu bewahren.“ (Interview A-1, 141, 147)

Diese Ergebnisse stehen im Einklang mit den Befunden bei *Gorman* (2000), der auf der Grundlage von qualitativen Interviews mit Angehörigen der Arbeiter- und der Mittelklasse in den USA zu dem Ergebnis kommt, dass sich gut die Hälfte der von ihm befragten Angehörigen der

Mittelklasse und der Arbeiterklasse wechselseitig negativ wahrnehmen. Er folgert daraus, dass die „attitudes held by many members of the middle class, which working class members no doubt perceive during interaction, have an impact on the self-confidence of working class individuals, causing some to experience self-doubt, pain, and hidden injuries" (*Gorman* 2000, S. 117f.; *Sennett/Cobb* 1972). Derartige negative psychische Auswirkungen materieller Benachteiligung resultieren somit nur zum Teil aus einer als Enttäuschung empfundenen Nichterreichung gängiger sozioökonomischer Erfolgsmaßstäbe. Darüber hinaus können sich Minderungen des Selbstbewusstseins auch aus (nur) empfundenen oder (tatsächlich) erlebten negativen Interaktionserfahrungen mit anderen Personen mit einem höheren sozioökonomischen Status ergeben.

Die mit Armut und materieller Benachteiligung verbundenen psychischen Einschränkungen und Enttäuschungen werden dabei nicht nur von den Benachteiligten selbst erlebt und beschrieben, sondern auch von Befragten in gesicherten und komfortablen sozioökonomischen Verhältnissen wahrgenommen. Diese verweisen nicht selten auf die mit prekären finanziellen Verhältnissen verbundene Unzufriedenheit, wie beispielsweise der 39jährige Ingenieur, der meint: „glücklich wird man da in so 'ner Situation bestimmt auch nicht" (Interview B-2, 79). Manch ein Befragter aus dieser Gruppe befürchtet darüber hinaus, dass diese Frustrationen auch in Aggressionen, wachsende Gewaltbereitschaft oder Kriminalität umschlagen. So fürchtet z.B. ein 38jähriger Unternehmer den „Neidfaktor derjenigen, die weniger haben und sehen, was man alles kaufen könnte, haben **(← p. 245)** könnte, haben will - da [ist] natürlich 'n Potential […], was dann gefährlich werden kann" (Interview B-5, 154).

Doch nicht nur materielle Benachteiligung, auch finanzielle Besserstellung wird von den von mir befragten Personen als ein problematischer Aspekt sozialer Ungleichheit wahrgenommen. Diese Problematisierungen ruhen dabei allerdings weniger auf Idealvorstellungen über bestimmte Verteilungsrelationen als vielmehr auf spezifischen Aspekten einer privilegierten Lebensweise. Während ein niedriges oder als unzureichend empfundenes Einkommen mit Einschränkungen, Restriktionen und Zwang in der alltäglichen Lebensführung sowie psychischen Belastungen in Verbindung gebracht wird, macht ein ausreichendes oder sogar überdurchschnittliches Einkommen – wie zuvor schon angedeutet – in den Augen der Befragten „vieles einfacher", da es die Handlungsautonomie der betreffenden Akteure steigert und ein größeres Gefühl der Sicherheit verleiht. Hierauf verweist auch der Ingenieur aus der oberen Dienstklasse, der meint: „Also man muss sich nicht um so viele Sachen Gedanken machen, […] es macht wirklich vieles leichter oder unbeschwerter, sagen wir's mal so. Man kann sich dann halt vieles

eher aussuchen als wenn man wenig Geld hat“ (Interview B-2, 80). Diese Ansicht ist komplementär zu der zuvor dargestellten Deutung, die materielle Benachteiligung mit Einschränkungen der Handlungsautonomie, Restriktionen und Abhängigkeitsverhältnissen in Verbindung bringt. Eine Verfügung über ausreichende materielle Mittel dagegen wird von den Befragten mit einer Erweiterung des eigenen Handlungsspielraums und der zur Verfügung stehenden Optionen verknüpft. Auch die zuvor zitierte Selbständige sieht dies mit Blick auf ihre eigene materielle Lage, die sie als überdurchschnittlich beschreibt, so:

> „Also ich hab’ das Gefühl, ich bin in vielem sehr frei mich zu entscheiden, wie ich leben möchte. Also nicht in allem, aber in vielem. Sowas wie: ich kann die Schulen meiner Kinder wählen, selbst wenn sie Geld kosten, kann ich sie wählen. Und ich bin selbständig und hab’ in meiner Arbeit auch ‘n stückweit die Wahl, finde ich.“ (Interview D-3, 59)

Während Armut und finanzielle Benachteiligung also mit Gefühlen von Zwang und Restriktionen in Verbindung gebracht werden, ist mit einer überdurchschnittlichen materiellen Lage das Gefühl größerer Wahlfreiheit und eines weiter reichenden Entscheidungsspielraums verbunden. Anders als bei materieller Benachteiligung allerdings, mit der oftmals ein Gefühl der Unzufriedenheit und psychischer Belastung in Verbindung gebracht wird, führt eine privilegierte finanzielle Lage in den Augen der Interviewpartner im Gegenzug nicht automatisch zu mehr Zufriedenheit. Insbesondere unter Befragten aus den oberen sozialen Klassen herrscht hier oft die sprichwörtliche Auffassung vor, dass „Geld auch nicht glücklich“ mache. Dies meint z.B. die eben zitierte Befragte: „Es gibt Leute, die haben ganz viel Geld und sind todunglücklich“ (Interview D-3, 55). Und auch ein 38jähriger Unternehmer relativiert die Bedeutung finanzieller Ressourcen für die persönliche Zufriedenheit:

> „Also wie gesagt, ‘n gewisses Grundmaß an Einkommen, dass ich mir nicht jeden Monat für meine mir gesetzten Grundbedürfnisse Gedanken machen muss, kann ich die Miete bezahlen. Wenn man diese Sorgen nicht hat, denk’ ich, macht das schon glücklich. Aber über dieses Level hinaus, macht’s dann nicht mehr glücklicher. Es gibt ja viele Leute, Millionäre, die einfach gescheitert sind und heute komplett verarmt sind, weil sie mit diesem plötzlichen Reichtum ganz im Gegenteil überhaupt nicht klar gekommen sind.“ (Interview B-5, 126)

Eine „übermäßige“ materielle Privilegierung wird sogar von manchen Befragten – auch von solchen aus der Dienstklasse oder von Selbständigen – kritisiert, wenn sie mit einem als zu extrem erachteten Maß an „demonstrativem Luxus“ verbunden ist. So meint der eben zitierte Unternehmer im Logistikbereich:

„[B]ei den Besserverdienenden geht's dann wirklich darum, zwei Autos, drei Autos in der Garage, oder hier noch 'n Ferienhaus oder die Villa sonst so groß. Geht für mich über die normale Befriedigung der Alltagsnöte hinaus. Luxus ist in Ordnung, aber wenn's da möglich darauf hinzielt, dass man sich gegenseitig toppen muss, in was auch immer, dann denk' ich, ist das was in 'ner zivilisierten Gesellschaft nicht unbedingt nötig sein müsste." (Interview B-5, 51)

Interessant an dieser Äußerung ist zunächst, dass hier – wie auch schon bei den Äußerungen zu Armut – die Bewertung von Reichtum vor dem Hintergrund der Wahrnehmung einer gesellschaftlich anerkannten und akzeptablen Lebensweise („die normale Befriedigung der Alltagsnöte") stattfindet, in deren Rahmen selbst ein gewisser Grad an „Luxus" noch akzeptiert wird. Ein darüber hinausgehendes Maß an Reichtum wird dagegen als problematisch erachtet, und zwar vor allem dann, wenn es durch offenkundige Distinktionsbestrebungen motiviert zu sein scheint und offensichtlich über rechtfertigbare Bedürfnisse hinausgeht.[8] Entsprechende Konsum- und Verhaltensmuster werden daher auch als Anzeichen fehlender moralischer Maßstäbe der „Reichen" angesehen. Sehr deutlich kommt dies auch in einer Äußerung der Quartiersmanagerin zum Ausdruck:

„[E]s gibt eben diejenigen, die richtig reich sind und 'ne kleine Gruppe, die immer reicher wird. Und das finde ich, ja, ich finde es schon fast unmoralisch [*lacht*]. Ich finde, sowas sollte es nicht geben. [*I: Warum?*] Also zu sagen, ich mach' 'ne Party und die kostet 300.000 Euro. Das find ich, find ich einfach nicht angebracht. Das ist für mich Geld zum Fenster rauswerfen. Das ist so wie in Sekt baden. Ich finde das alles sollte nicht sein. Das ufert zu sehr aus. Vor allem, wenn man weiß, dass es Menschen gibt, denen es wirklich deutlich schlecht geht." (Interview D-1, 63-65)

Hier wird deutlich, dass die Bewertung und Kritik eines als ausufernd empfundenen Reichtums anhand moralischer Gesichtspunkte erfolgt, nach denen ein nicht auf Bedürfnisbefriedigung angelegter, verschwenderischer Umgang mit Geld als illegitim betrachtet wird. Die negative Beurteilung derartiger Verhaltensformen wird zudem vor dem Hintergrund der Wahrnehmung materieller Unterprivilegierung und Armut verschärft. In beiden zitierten Äußerungen wird deutlich, dass ein solcher Lebensstil als von bestimmten Normen abweichend und den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht angemessen empfunden wird (vgl. z.B. die Aussage, dies sei „in 'ner zivilisierten Gesellschaft nicht unbedingt nötig" [B-5], oder „das ufert zu sehr

[8] Vgl. zum Konzept des zweckfreien Geltungskonsum („conspicuous consumption") *Veblen* (1973), zum Konzept der Distinkion *Bourdieu* (1982).

aus“ [D-1]). Eine solche, moralisch motivierte Abgrenzung „nach oben“ gegenüber „Privilegierten“ ist seitens benachteiligter Bevölkerungsschichten schon häufiger nachgewiesen worden (*Gorman* 2000; *Lamont* 2000). Dass eine solche Tendenz auch bei den Angehörigen privilegierte Bevölkerungsschichten zu bestehen scheint, konnte bislang nur selten demonstriert werden. Lediglich *Stuber* (2006) zeigte auf der Grundlage qualitativer Interviewdaten mit amerikanischen College-Studenten, dass sich Studenten aus der oberen Mittelschicht nach oben hin gegenüber den als „truly wealthy“ eingeschätzten Gruppen abgrenzen, an denen vor allem ihre fetischisierende Haltung gegenüber materiellen Gütern kritisiert wird (*Stuber* 2006, S. 310). Die hier präsentierten Befunde legen die Vermutung nahe, dass sich ein ähnliches Muster auch unter deutschen Angehörigen oberer sozialer Klassen findet.

5. Fazit

In diesem Beitrag ging es um die Frage, aus welchen Gründen Armut und Reichtum als Extrempole materieller Ungleichheit in Deutschland als problematisch angesehen werden. Auf der Grundlage von qualitativen Interviewdaten wurden die Deutungsmuster rekonstruiert, auf die sich die Interviewpartner bei der Kritik dieser beiden Extrempole sozialer Ungleichheit stützen. Die präsentierten Ergebnisse gehen über die oben skizzierten Befunde aus der quantitativen Umfrageforschung hinaus, indem sie empirisch fundierte Anhaltspunkte dafür liefern, auf welche Argumentations- und Begründungsmuster sich eine in **(← p. 246)** Umfragen feststellbare Ungleichheitskritik seitens der Bevölkerungsmehrheit stützt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass entsprechend der Ergebnisse aus Umfragen als zu groß angesehene materielle Ungleichheiten von den hier befragten Personen kritisch bewertet werden. Dabei ist es nicht so, dass Ungleichheiten in den Einkommen *an sich* als problematisch erachtet würden. Auch wenn die entsprechenden Befunde hier nicht weiter dargestellt werden können, spricht sich kaum ein Befragter für Ergebnisgleichheit oder eine weitgehende Nivellierung von Unterschieden im Lebensstandard aus. Selbst Befragte, die in materiell prekären Verhältnissen leben, erkennen ein bestimmtes Maß an Ungleichheit als akzeptabel an. Kritisiert werden hingegen extreme Ausprägungen sozialer Ungleichheit, d.h. Armut und Reichtum. Im Falle von Armut werden besonders die damit einhergehenden Einschränkungen im materiellen Lebensstandard, die mit ihr verbundene Unsicherheit und die entsprechenden psychischen Belastungen als problematisch erachtet. Reichtum dagegen erscheint den von mir befragten Personen besonders dann problematisch, wenn er über ein als akzeptabel erachtetes Maß hinausgeht. Dieses Maß wird in den Augen der Interviewpartner offenbar dann überschritten, wenn bestimmte Konsum- und Verhaltensmuster der „Reichen“ nicht (mehr) über die Erfordernisse

einer als allgemeingültig anerkannten Lebensweise gerechtfertigt werden können, sondern ausschließlich durch Distinktionsbestrebungen motiviert zu sein scheinen. Vor diesem Hintergrund werden extreme Ausprägungen von Reichtum auch von Angehörigen der oberen sozialen Klassen als unmoralisch kritisiert. Ob dies – wie *Stuber* (2006) vermutet – eine Strategie zur Minimierung der eigenen Privilegierung ist, wäre eine lohnende Frage für weitere Forschungen.

Mit Blick auf die eingangs erwähnten immer wieder aufkeimenden medialen Diskussionen über soziale Ungleichheiten lassen die hier präsentierten Befunde den Schluss zu, dass die öffentlichen Debatten die Alltagsdeutungen der Menschen oft nur unzureichend berühren. Denn während die medialen Diskussionen unter dem Schlagwort der „Neiddebatte" sich häufig auf Fragen des relativen Mehr oder Weniger konzentrieren, sind es für die Gesellschaftsmitglieder selbst vielmehr die absoluten Extreme, die als anstößig erscheinen. Die Grundlage dieser Ungleichheitskritik sind nicht Neidgefühle benachteiligter Gruppen, sondern ein über Klassengrenzen hinweg geteiltes moralisches Alltagsbewusstsein, dass den Menschen durchaus gute Gründe an die Hand gibt, gravierende materielle Disparitäten anzufechten. Es scheint also, als habe eine auf sozioökonomische Unterschiede abzielende Ungleichheitskritik noch ein sozialmoralisches Fundament. Dies gilt es angesichts des derzeit auch in stark ausgebauten Wohlfahrtsstaaten stattfindenden sozialpolitischen Paradigmenwechsels – weg von einer an Ergebnisgleichheit und ökonomischer Umverteilung orientierten Politik, hin zu einem an Chancengleichheit und sozialinvestiven Gesichtspunkten orientierten Paradigma (vgl. *Esping-Andersen et al.* 2002; *Giddens* 1998) – zu bedenken. **(← p. 247)**

Literatur

Aalberg, Toril (2003): Achieving Justice. Comparative Public Opinion on Income Distribution. Leiden.

Alderson, Arthur S./*Nielsen,* Francois (2002): Globalization and the Great U-Turn: Income Inequality Trends in 16 OECD Countries, in: American Journal of Sociology 107, S. 1244-1299.

Alves, Wayne M./*Rossi,* Peter H. (1978): Who Should Get What? Fairness Judgements of the Distribution of Earnings, in: American Journal of Sociology 84, S. 541-564.

Andreß, Hans-Jürgen/*Kronauer,* Martin (2006): Arm - Reich, in: *Lessenich,* Stephan/*Nullmeier,* Frank (Hrsg.): Deutschland - eine gespaltene Gesellschaft. Frankfurt, S. 28-51.

Andreß, Hans-Jürgen/*Lipsmeier,* Gero (1995): Was gehört zum notwendigen Lebensstandard und wer kann ihn sich leisten? Ein neues Konzept der Armutsmessung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 31/32, S. 35-49.

Biernacki, Patrick/*Waldorf,* Dan (1981): Snowball Sampling. Problems and Techniques in Chain Referral Sampling, in: Sociological Methods and Research 10, S. 141-163.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt.

Erikson, Robert/*Goldthorpe,* John H. (1992): The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies. Oxford.

Esping-Andersen, Gøsta/*Gallie,* Duncan/*Hemerijck,* Anton/*Myles,* John (2002): Why we need a new Welfare State. Oxford.

Giddens, Anthony (1998): The Third Way. The Renewal of Social Democracy. Cambridge.

Gijsberts, Mérove (2002): The Legitimation of Income Inequality in State-socialist and Market Societies, in: Acta Sociologica 45, S. 269-285.

Gorman, Thomas J. (2000): Cross-Class Perceptions of Social Class, in: Sociological Spectrum 20, S. 93-120.

Grabka, Markus M./*Frick,* Joachim R. (2008): Schrumpfende Mittelschicht - Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen, in: DIW Wochenbericht 10/2008 75, S. 101-108.

Headey, Bruce (1991): Distributive Justice and Occupational Incomes: Perceptions of Justice determine Perceptions of Fact, in: The British Journal of Sociology 42, S. 581-596.

Hochschild, Jennifer L. (1981): What's Fair? American Beliefs about Distributive Justice. Cambridge.

Kelle, Udo/*Kluge,* Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.

Kelley, Jonathan/*Evans,* M.D.R (1993): The Legitimation of Inequality. Occupational Earnings in Nine Nations., in: American Journal of Sociology 99, S. 75-125.

Lamont, Michèle (2000): The Dignity of Working Men. Morality and the Boundaries of Race, Class, and Immigration. Cambridge.

Liebig, Stefan/*Schupp,* Jürgen (2004): Entlohnungsungerechtigkeit in Deutschland? Hohes Ungerechtigkeitsempfinden bei Managergehältern., in: DIW Wochenbericht 47/2004, S. 725-730.

Mayer, Karl-Ulrich (1975): Ungleichheit und Mobilität im sozialen Bewusstsein. Untersuchungen zur Definition der Mobilitätssituation. Opladen.

Newman, Katherine S. (1999): Falling from Grace. Downward Mobility in an Age of Affluence. Berkeley.

Noll, Heinz-Herbert (1992): Zur Legitimität sozialer Ungleichheit in Deutschland: Subjektive Wahrnehmungen und Bewertungen, in: *Mohler, Peter Ph./Bandilla, Wolfgang* (Hrsg.): Blickpunkt Gesellschaft 2. Einstellungen und Verhalten der Bundesbürger in Ost und West. Opladen, S. 1-20.

Noll, Heinz-Herbert/*Christoph,* Bernhard (2004): Akzeptanz und Legitimität sozialer Ungleichheit - Zum Wandel von Einstellungen in Ost- und Westdeutschland, in: *Schmitt-Beck, Rüdiger/Wasmer, Martina/Koch, Achim* (Hrsg.): Sozialer und politischer Wandel in Deutschland. Analysen mit ALLBUS-Daten aus zwei Jahrzehnten. Wiesbaden, S.

Noll, Heinz-Herbert/*Weick,* Stefan (2005): Relative Armut und Konzentration der Einkommen deutlich gestiegen. Indikatoren und Analysen zur Entwicklung der Ungleichheit von Einkommen und Ausgaben, in: Informationsdienst Soziale Indikatoren 33, S. 1-6.

Nollmann, Gerd (2006): Erhöht Globalisierung die Ungleichheit der Einkommen? Determinanten von Einkommensverteilungen in 16 OECD-Ländern 1967-2000, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 58, S. 638-659.

Oevermann, Ullrich (2001): Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern, in: Sozialer Sinn 2, S. 3-33.

Osberg, Lars/*Smeeding,* Timothy (2006): "Fair" Inequality? Attitudes toward Pay Differentials: The United States in Comparative Perspective, in: American Sociological Review 71, S. 450-473.

Popitz, Heinrich/*Bahrdt,* Hans Paul/*Jüres,* Ernst August/*Kesting,* Hanno (1967): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie. Tübingen.

Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main.

Sennett, Richard/*Cobb,* Jonathan (1972): The Hidden Injuries of Class. New York.

Stuber, Jenny M. (2006): Talk of Class. The Discursive Repertoires of White Working- and Upper-Middle-Class College Students, in: Journal of Contemporary Ethnography 35, S. 285-318.

Ullrich, Carsten G. (1999): Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview, in: Zeitschrift für Soziologie 28, S. 429-447.

Veblen, Thorstein (1973): The Theory of the Leisure Class. Boston.